

## Keine Zusammenfassung, kein Feedback, keine Synthese!

Was kommt jetzt?

Liebe Kolleginnen und Kollegen, Ihre – zu Recht – manchmal mit freundlichem Spott bekundete Anteilnahme an der mit diesem Programmpunkt verbundenen Unsicherheit hat mir geholfen, das Lachen wieder zu finden, zusammen mit der klaren Einsicht: Keine Zusammenfassung, kein Feedback, keine Synthese! Nichts von alledem!

Ich werde versuchen, drei Stichworte aus der Programmformulierung aufzugreifen. Das erste Stichwort:

### „Was mir aufgefallen ist“

Ich beginne einfach mit mir selber, mit einem Prozess, der sich in mir abgespielt hat und der mit diesem Programmpunkt zusammenhängt.

Ich merkte, dass ich anders an diesem Kongress beteiligt war als sonst. Neugier und Freude an den Begegnungen waren da, Lust am Entdecken neuer Zusammenhänge, auch Fragen und Kritik, alles war da, aber irgendwie halb. Ich war im Kongress und neben dem Kongress.

Gründe für mein Gefühl einer halben Lähmung versuchte ich zuerst in der Tagung zu finden. Am Montagabend stellte ich mir Fragen: War unter uns zuviel Einigkeit? Hatten wir uns zu wenig um eine Vertiefung der Unterschiede bemüht, die in den Personen des ersten Podiums präsent und zu Wort gekommen waren? Nur eine lustvolle Aufmerksamkeit für Unterschiede würde einen Prozess in Gang bringen – woher sollte Bewegung kommen, wenn wir allzu sehr übereinstimmten in richtigen, aber folgenlosen Analysen?

Mit diesen vielleicht berechtigten Fragen kam ich jedoch nicht zum Grund meines Unbehagens.

Aufbrechen – und doch lieber nicht aufbrechen? Beim Grübeln darüber, was eigentlich einen „halbierten Aufbruch“ ausmacht, kam ich auf den Namen für mein schlechtes Gefühl: „halbierte Teilnahme“. Teilnehmen *und* beobachten.

Als mir dann ein Satz am Dienstagmorgen dazu verhalf, über diese Verbindung oder Nicht-Verbindung von Teilnehmen und Beobachten nachzudenken, konnte ich wieder ganz teilnehmen.

Im Zusammenhang mit der Freiheitsdebatte benannte Magnus Striet einen Wendepunkt mit dem Wechsel von der Teilnehmer- zur Beobachterperspektive. Dieser Schlüssel hat mir geholfen, zu diagnostizieren, was mir

in mir selber aufgefallen war, und er hat mir auch geholfen, auf den Punkt zu bringen, was mir bei unserer Tagung aufgefallen war:

Dass wir Theologinnen und Theologen in unseren öffentlichen Diskursen nämlich gern die Beobachterperspektive einnehmen und nur in Gesprächen im kleinen Kreis die Teilnehmerperspektive zu Wort kommen lassen.

Ein Vergleich: Die Beobachterperspektive ist der Sicht vergleichbar, die Hermann Stenger auf der Spitze des Ulmer Münsters hatte; so wie man aus der Höhe das Muster der Straßen einer Stadt erkennt und die – verführerische – Idee haben kann, das Leben dieser Stadt als ganzes zu schauen und zu begreifen, so erkennt man aus einer gewissen Entfernung der Geschichte größere Zusammenhänge, Muster und Strukturen oder vielleicht sogar „Megatrends“.

Man liest einen Text und man versteht einen Text. Aber man vergisst, dass man selber Bestandteil dieses Textes ist, dass man den Text ja gleichzeitig immer noch weiter schreibt. Wer auf dem Turm steht, ist herausgehoben aus dem Gewimmel da unten. Er hat einen Überblick über die Bewegungen, die im Übrigen aus der Höhe betrachtet still zu stehen scheinen. Unten aber gibt es keinen Überblick, dafür gibt es Bewegung, viel unübersichtliche Bewegung. Ja, die Unübersichtlichkeit scheint mir geradezu der Preis lebendiger Bewegung zu sein: Ein gutes Beispiel dafür ist vielleicht das Weltsozialforum in Porto Alegre.

Und hier der Vergleich, der mir Worte gegeben hat für den Abstand von Beobachter- und Teilnehmerperspektive: Michel de Certeau hatte noch Gelegenheit, von einem der Türme des World Trade Center auf New York hinunterzublicken und analysiert in einem nachdenklichen Text sein Erleben als Beschauer von oben, das nichts gemeinsam zu haben scheint mit dem erlebten Alltag der Menschen unten in der Stadt.<sup>1</sup> Er spricht in diesem Text vom Fußgänger und vom Voyeur. Der Fußgänger schreibt einen Text mit seinen Füßen, den er selber nicht entziffern kann. Der Voyeur liest einen Text, aber es ist ein unwirklicher Text, einer, den ihm die Entfernung vorgaukelt. Wenn er die Welt, die ihm zu Füßen liegt, zu lesen und zu verstehen meint, gibt er sich einer Illusion hin. Es sei denn – meine ich – der Voyeur erinnert sich in irgendeiner Weise noch an sein Fußgängersein und lässt zu, dass dieses Fußgängersein seinen Überblick stört.

Ich frage mich seitdem, wer wir sind, wir Theologinnen und Theologen: Voyeure oder Fußgänger, bzw. wie wir als Voyeure – in unserer wissenschaftlichen Tätigkeit! – es schaffen, in uns das Fußgängersein störend wach zu halten.

Die Teilnehmerperspektive darf in der Beobachterperspektive nicht vergessen werden!

Wir vergessen sie sicherlich nicht; nur nehmen wir in unserer theologischen Arbeit vielleicht doch eine gewisse Aufteilung vor.

Das jedenfalls ist mir bei unserer Tagung aufgefallen.

In den eher öffentlichen Äußerungen im Plenum haben wir uns bemüht, Strukturen und Trends aufzudecken, wir haben „Texte“ gelesen – wir ha-

<sup>1</sup> Vgl. Michel de Certeau, *Kunst des Handelns*, Berlin 1988, 179ff.

ben gesellschaftliche, kirchliche Zusammenhänge zu verstehen gesucht. Wir haben Erkenntnisse vorgetragen und uns an treffenden Worten, an „theologischer Reflexionssprache“ gefreut. Wir haben auch Worte für das gefunden, was zu tun ist. Nur blieben diese Forderungen oder Optionen eigentümlich in der Luft hängen, mir scheint, weil die Anknüpfung fehlte – eben die Teilnehmerperspektive.

Zugleich haben wir uns danach gesehnt und die Zeiten ausgedehnt so weit es ging, wo wir im Gespräch zu zweit oder zu dritt, persönlich also, anders sprechen konnten, nämlich ohne einen zu lesenden Text, ohne die Vorstellung, ein Wissen mitzuteilen, ohne schon zu verstehen was wir da eigentlich leben ... Wir haben in unseren vielen Flur- und Tisch- und Abendgesprächen zögernd, vorsichtig den einen und den anderen Faden verknüpfend, unscheinbare, vergängliche Texte geschrieben. Wir haben dabei wahrscheinlich auch interessante Anknüpfungen gefunden. Aber wir haben sie selten in der Öffentlichkeit des Plenums vorgebracht. Wir haben mit Lust die Teilnehmerperspektive praktiziert.

Teilnehmerperspektive bei den Begegnungen auf den Fluren, den endlosen Wanderungen durch die Gänge, Teilnehmerperspektive am Abend und zwischendurch – jedenfalls in Gesprächen von Angesicht zu Angesicht. Beobachterperspektive im öffentlichen Diskurs im Plenum: Diese Trennung ist mir aufgefallen.

### „Der blinde Fleck“?

*Unsere Freuden und unsere Hoffnungen, unsere Trauer und unsere Ängste! Unsere eigenen und die Freuden und Hoffnungen, die Trauer und Ängste der Kollegin, des Kollegen an unserer Seite.*

Vielleicht hätten wir daraus lernen können, vielleicht hätten wir uns auch schwer damit getan, unsere Freuden und Ängste zu „verstehen“, weil das Verstehen aus der Ferne leichter ist.

Unsere Lust an der Beobachtung und der Analyse und die Lust am Wort hat uns, denke ich, gar nicht merken lassen, dass wir in den Vorträgen und Äußerungen im Plenum uns meistens etwas von dem Überblick mitgeteilt haben, den man aus der Ferne hat. Die Nähe im Sinne unseres eigenen Lebens und Erlebens kam nicht vor. Wir haben über GS gesprochen – aber wir hätten es auch praktizieren können.

Ich selber beispielsweise habe in mir eine Trauer gespürt, eine Hilflosigkeit und Ohnmacht, angesichts von so viel ausgesprochenem und nicht ausgesprochenem klugen und kritischen Wissen und so wenig sichtbar gewordenen Punkten, wo dieses Wissen verändernd wirkt. Ich habe auch von der Freude einer fertigen wissenschaftlichen Arbeit, von den Ängsten einer ewig unsicheren Stelle gehört. Sie werden von vielen Hoffnungen und Ängsten untereinander gehört haben. Sagen uns unsere Freuden und Hoffnungen nichts für unsere praktische Theologie?

Wir haben in unserer Vortragsarbeit der Theologie als hermeneutischer Wissenschaft alle Ehre gemacht und uns ums Verstehen bemüht, aber wir haben die Teilnehmerperspektive, uns selber, dabei weitgehend ausgeblendet.

## „Unser Prozess“

Eine Bewegung kommt nur durch ein „nicht-gleich“, einen Unterschied in Gang. Haben wir genügend Aufmerksamkeit und Erkenntniskraft auf Unterschiede verwandt? Unterschiede unter uns, Unterschiede der Kulturen, der Sprachen, der Herkünfte und Prioritäten? Unterschiede, die man erst mit der Zeit und in größerer Nähe wahrnimmt und die zu beschreiben man Geduld und Bereitschaft zu einem vorläufigen und immer noch zu korrigierenden Erkennen mitbringen muss?

Sind uns solche Unterschiede wichtig? Ich weiß es nicht. Die Beobachterperspektive aus der Ferne, die uns große Strukturen erkennen lässt, macht uns ja zugleich blind für unendlich viele feine Unterschiede gelebten Lebens. Vielleicht ist es daher auch diese Beobachterperspektive selber, mit der ihr eigenen Verführung, die es nicht zu einem wirklichen Aufbruch kommen lässt.

Zum Aufbruch gehören Störungen, der Aufbruch ist eine Störung. Von einer brillanten Analyse geht eher so etwas wie eine Lähmung aus. Es ist zu schwer, einen Widerspruch zu formulieren. Der Widerspruch jedoch könnte es gerade sein, der uns in Bewegung bringt. Der Widerspruch wohnt aber eher in all den Unvereinbarkeiten und überraschenden Unterschieden, derer wir erst in der Nähe gewahr werden. Die Störung erreicht uns nur in der Nähe. Aufbruch ist aber Störung!

Zufällig hatte mir ein Kollege dieser Tage ein Programmheft gegeben, in dem ich den folgenden kleinen Text von Franz Kafka fand: „Der Aufbruch“ – die Geschichte von einem irritierend „ganzen“ Aufbruch, dafür aber auch eine Geschichte voller Fragen und Brüche.

„Ich befahl, mein Pferd aus dem Stall zu holen. Der Diener verstand mich nicht. Ich ging selbst in den Stall, sattelte mein Pferd und bestieg es. In der Ferne hörte ich eine Trompete blasen, ich fragte ihn, was das bedeutete. Er wußte nichts und hatte nichts gehört. Beim Tore hielt er mich auf und fragte: „Wohin reitest du, Herr?“ „Ich weiß es nicht“, sagte ich, „nur weg von hier, nur weg von hier. Immerfort weg von hier, nur so kann ich mein Ziel erreichen.“ „Du kennst also dein Ziel?“ fragte er. „Ja“, antwortete ich, „ich sagte es doch: ‚Weg-von-hier‘, das ist mein Ziel.“ „Du hast keinen Essvorrat mit“, sagte er. „Ich brauche keinen“, sagte ich, „die Reise ist so lang, dass ich verhungern muß, wenn ich auf dem Weg nichts bekomme. Kein Essvorrat kann mich retten. Es ist ja zum Glück eine wahrhaft ungeheurere Reise.“